Ich schrebergärtnere, also bin ich

Autor(en): **Lienert, Max**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **86 (2011)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-325032

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Max Lienert im fiktiven Gespräch mit den Badener Neujahrsblättern. Er ist Kulturingenieur, Schrebergärtner, fünffacher Grossvater und Jungfrau.

Ich schrebergärtnere, also bin ich.

Auf der Allmend, zuhinterst in der Hägelerstrasse, am Waldrand, vom Kindergarten gut versteckt, im Revier eines Roten Milans gelegen, nächtlich von Füchsen und Dachsen belauert, von Mausgängen durchlöchert, von Spatzen und Amseln als Selbstbedienungsladen betrachtet, da liegt es, das Paradiesli, mein Paradiesli. (47° 28' 32" N, 8° 17' 18" E für Navisüchtige). Obwohl ein heutiger Schrebergarten mit dem Arzt Moritz Schreber (1808–1861) etwa so viel zu tun hat wie Saubers Karre mit dem Ottomotor oder das aargauische Schulsystem mit Pestalozzi, ist es noch immer die gängigste und beste Bezeichnung für alle eingezäunten, oft bemitleideten oder belächelten Pflanzblätze, die variantenreicher als Eigenheimgärtli und doch noch nicht ganz dem Agrobusiness zuzuordnen sind.

Weshalb denn Paradiesli?

Nun eben, weil der ganze ursprüngliche Schreberballast abgeworfen ist. Die paradiesische Freiheit, zu tun und zu lassen, was das Herz begehrt, ist nahezu grenzenlos. Zu Schrebers Zeiten stellte man sich noch die Frage: Grünfutter oder kein Grünfutter, Kartoffeln oder keine Kartoffeln, Kalorien oder Skorbut. Heute aber wird freiwillig und nach Lust und Laune angepflanzt, gesät, gehackt, gepflückt, kompostiert, manchmal auch miss-geerntet, Überlebensfragen sind nicht mehr ausschlaggebend. Die Schrebergärten der Urzeit müssen dem tristen Bild der Schweiz unter dem Plan Wahlen geähnelt haben. Vergessen darf man auch nicht, dass Schreber bei weitem nicht nur der Wohltäter war, als der er verherrlicht wird. Zur Entstehungszeit seiner Bünten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte er – als überaus Regime-Ergebener – ebenso sehr das Ziel, die unruhige Vorstadtbevölkerung an die Scholle zu binden, um sie davon abzuhalten, mit den längst auf Preussen überschwappenden napoleonischen Fürzen von Egalité und Liberté

den grossbürgerlichen Frieden zu stören. Schreber war schliesslich Zeitgenosse von Turnvater Jahn, und da galt Zucht und Ordnung noch als etwas Tugendhaftes. Tempi passati, Gott sei Dank. Heute ist Schrebergärtnern weit mehr: Kult und Philosophie gleichzeitig. Was dabei schlussendlich wächst, ist nahezu Wurst.

Wer gärtnert denn da alles?
Eigentlich jedermann und jede Frau, inklusive Kind und Kegel. Man muss sich nur getrauen und wollen, vor blanker Erde keinen Horror empfinden, die Bazillen nicht fürchten, idealerweise pensioniert, weltoffen und abgeklärt sein, ein Sprachgemisch als erfreulich sehen, sich mit den Launen der Natur abfinden können und bei Mückenstich oder Brombeerkratzer nicht gleich die Rega aufbieten. Unter all diesen Voraussetzungen wird der Schrebergarten zum kleinen, höchst lehrreichen Universum. Als Gartenwerkler fehlen eigentlich nur noch die Mitmenschen mit Finanzplatz-, Löschwasserbecken- und Juristenhintergrund, sie sind dünn bis gar nicht gesät. Das mag an deren fehlendem Sinn für Höheres liegen. Als Sympathisanten haben jedoch längst Agatha Christie, Maigret, Kommissar Hunkeler und jüngst auch einige Jungfilmer die Brisanz respektive den Charme der Schrebergärten erfasst. Auch der Kindergarten von nebenan hat sich schon mit viel Elan in die Härdöpflete gestürzt, und selbst die Literarische Gesellschaft hat sich im Frühjahr 2010 mit ihrem Programm «Sprache der Gärten» erstmals zaghaft von den ewiggleichen Boveri- und Langmattpärken gelöst. Es ist wohl nur noch eine Frage der Zeit, bis sie sich auch in die Wildnis der Schrebergärten vorwagt.

Das sind aber kulturelle Gesellschaften, da gelten andere Regeln.
Wirklich? Die deutsche Sprache mag hier etwas unbeholfen sein, nehmen wir einen Dictionnaire zur Hand. Da stehen Agriculture, Horticulture, Viticulture, Sylviculture, Apiculture, Arboriculture und mehr. Googeln wir auch noch den Begriff «Kultur»? Rasch wird klar, dass Zauberflöte zwitschern, Bücher verlegen und Acrylglasmalereien relativ junge Gebiete der menschlichen Kulturgeschichte sind. Wenn einem die Knochen nach einem Tag Erdeumgraben so richtig knirschen, darf man sich jedenfalls ebenso stolz als Kulturschaffender betrachten wie ein Cüplistemmer an einer Patchwork-Vernissage. Ein Schrebergarten ist Kultur pur (Einsprachen bitte direkt an mich, im Garten vorsprechen).

Damit leben Sie doch auf einem fremden Planeten?
Verglichen mit der heutigen Businesswelt sicher! Wo denn sonst, dazu sind ja die entschreberten Schrebergärten da. Wir kommunizieren nicht, wir haben kein Leit-

Zwiebeltrockner, aus Skizzenbuch von Leonardo da Vinci 1:1 nachgebaut.
Foto: Max Lienert.

Nicht nur Bundes- oder Regierungsrätinnen, auch Schrebergärtner eignen sich als Sujets für Ölbilder. Madeleine Nünlist an der Arbeit. Foto: Max Lienert.

bild, wir stolpern nicht über Benchmarks, wir haben kein WLAN zwischen den Brombeeren, kein Outdoorequipment beim Jäten, wir müssen zur Teambildung nicht durch glühende Kohlen laufen, wir haben kein Human Resource Office, das Unter- und Oberlängen begutachtet, kein Weedmanagement, keine Ohrzapfen mit Begleitsound, wir kümmern uns nicht darum, wenn die Vollkostenrechnung schon für ein einziges Radiesli achtfrankensiebzig ergibt, nichts derartiges. Wir hören den Wind in den Blättern des nahen Waldes rauschen, den Bach murmeln, die Krähen krähen, riechen die Gülle vom Bauern nebenan, schauen dem Dachkännel zu, wie er das Regenfass füllt, trocknen Zwiebeln, wenn die Zeit dafür gekommen ist.

Haben wir eine Zucchetti, die etwas too big to fail geraten ist, dann rufen wir einfach hinter den Tomaten hervor: Wotsch e Flügerbombe? Statt nach einem Leitbild lassen wir uns auf dem Samstagsmarkt durch das Setzlingsangebot inspirieren, was dann wächst, ist Glückssache. Statt Teambildung zu zelebrieren, giessen wir des Nachbarn Ländereien während dessen Ferien. Sämtliche weitern gemeinsamen Anliegen werden am Gartenfest besprochen und elegant hinuntergeschwemmt. So einfach ist das.

Wir philosophieren bei Bier und Sinngemässem über Gott und die Welt. Kommt eine ungefragte Volksbefragung ins Haus, so heizen wir damit das Grillfeuer kräftig ein. Macht uns jemand klar, dass Boni mit sehr vielen Nullen am Schluss eben den Marktkräften entsprechen, so drehen wir schnell das Bratgut, damit es nicht verkohlt. Kommt eine Vulkanaschenwolke den Flughafendirektoren in die Quere, dann drehen wir es gleich nochmals (damit es nicht verkohlt), und bedroht uns unerwartet eine Gewitterwolke, dann nehmen wir alles vom Feuer und geniessen es unter dem Laubendach (damit es nicht einfach verkohlt). Wir sind erstaunt, was mit wenigen Giesskannen zum Blühen und Gedeihen kommt, und denken dabei an grosse Hotelketten, die mit einem Pro-Gast-und-Tag-Verbrauch von 400 Litern das Grundwasser in Oasen, die seit Jahrhunderten blühen, in wenigen Jahren leersaugen können.

Sie schweifen aus, schreiben Sie uns doch bitte etwas zu «Grün in und um Baden», am besten auch etwas von knackigem Gemüse und gesund und frisch und so … wir müssen schliesslich die Neujahrsblätter füllen.

Mon Dieu, über Selbstverständlichkeiten schreibt es sich am schwersten. Grün? Ja, hätte es keinen einzigen Menschen in Baden und wäre der Linthgletscher bereits nach Neuenhof zurückgewichen, dann wäre alles grün, bestimmt. Doch das ist schwer rückgängig zu machen. Im Schrebergarten ist es aber nicht nur grün, son-

dern oft auch weiss und rot und blau und orange und gelb und lila, manchmal aber auch dürr und braun. Dann gibt es als Ersatz den Wochenmarkt, das Bauernlädeli oder die für dich und mich. Gesund und unverfälscht ist es sicher alleweil, und ein Salat oder Rüebli oder eine Gurke aus dem Garten, gepflückt am halbi und verzehrt um viertel vor ist sicher frisch, rechne. Müssen Sie noch mehr dazu wissen? Baden isst Blumenkohl, Baden isst Bohnen, Baden isst Randen, Baden isst Johannisbeeren, Baden isst Tomaten, Baden isst knackig. Gesünder und frischer geht es nur noch in den Hochglanzbroschüren der Vitalitybranche zu und her.

Sie sind offenbar eine unrettbar verschworene Gemeinschaft. Betrachten Sie sich etwa gar als exklusiv, revolutionär? Haben Sie sich deshalb so hermetisch eingezäunt?

Jehmineh, nein! Der Zaun soll lediglich die Rehe davon abhalten, uns alles wegzufressen. Auch doublejuu Busch hat doch schon richtungsweisend gedichtet «der Hase lebt im grossen Ganzen vom Kohle, den die Bauern pflanzen». Alles andere ist Unterstellung. Mit 20 Aren Anbaufläche ist die kritische Grösse für eine neue Weltrevolution noch nicht ganz erreicht. Wir gärtnern schön brav, im Idealfall sogar biodynamisch, dies jedoch ohne Stoppuhr. Bei schönem Wetter legen wir das Kinn nicht untätig auf die Stechgabel, nur um mit Blick nach oben eine günstige Himmelskonstellation abzuwarten. Wir erwarten von Mars und Venus die gleiche Flexibilität, die heutzutage auch hienieden verlangt wird.

Wann kommen Sie auf Besuch? Treten Sie furchtlos ein.